

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 50

Artikel: Ferdinand Hodler malt das Zifferblatt des Erlenbacher Kirchturms
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Ufer. Sechs mühevoller Stunden bedurfte sie, um endlich, völlig durchnäßt, das Kloster zu erreichen. Dunkel und starr lagen die alten Mauern unter den düster zerrissenen Wolken. Aus Chopins Zelle schimmerte Licht. Teile von Melodien drangen hinaus in das Heulen des Windes.

Drinne, in der Halle, blieb die Dichterin stehen. Böslich ermüdet, erschöpft war sie; aber das, was sie da hörte, zwang sie, stehen zu bleiben. So seltsam, so unwirklich war es, wie diese Töne durch das hohe, finstere Gemäuer hallten.

Dämonisch-düster quollen die Melodien hervor, als wollten sie mit ihren Visionen das alte Gemäuer, die toten Mönche zu neuem Leben erwecken. Es war, als schlichen darin bleiche Gestalten in Ratten umher, als tönten dumpfe Mönchschöre und das Gemurmel inbrünstiger Gebete hervor, in selbstzerfleischender Melancholie. Kurze, ganz kurze Lichtschatten huschten dazwischen auf; vielleicht war es ein fahler Strahl des Mondes, vielleicht das letzte kurze, flackende Auffingen eines flügelarmen Vogels. Und dann stürzten die Melodien weiter, leuchteten vorwärts, wie getrieben von einer wahnsinnigen Angst, von Schrecknissen einer gequälten Seele; sie versuchten aufwärts zu fliehen, sich in der Unendlichkeit zu verlieren, aber alles war dunkel, düster, erstarrt. Da flatterten sie nieder, immer tiefer, immer herab in eine trostlose Leere, langsam, stöhnend und schleppend. Wie das müde Herabtropfen zarter, glitzernder Wasserperlen klang es aus einem Largo hervor, das leise, wie ein Hauch ertönte und erfüllt war von einer unfagbaren, lähmend niederdrückenden Schwermut, eingehüllt in den Klang bezaubernder Töne.

Chopin spielte eines seiner wunderbaren Preludes.

Regungslos, zitternd stand die Dichterin an der Tür. Sie hätte aufschreien mögen bei diesen Tönen; aber sie bezwang sich — leise trat sie ein.

Der Kranke saß still, ein wenig gebeugt am Flügel. Ein Leuchter stand vor ihm und spendete flackerndes Licht. Der Schein fiel auf sein bleiches Gesicht mit der weichen, fast durchsichtigen Haut, spielte mit dem dunfelblonden, seidenweichen Haar, glitzerte in den Tränen, die in den braunen Augen lagen, während die zarten, weißen Hände so elfenhaft leicht über die Tasten glitten.

Mit einem leichten Schrei sprang der Spielende auf, starrte zur Tür, blickte verstört auf die Eintretende. „Ah, ich wußte wohl, daß ihr gestorben seid! Ich habe alles im Traum gesehen. Auch ich bin gestorben. In einem See bin ich ertrunken, und große, schwere Wassertropfen fielen gleichmäßig auf meine Brust... gleichmäßig... im Takt...“

George Sand beruhigte den Kranken, der sich erst nach einer ganzen Weile aus seinen Visionen in die Wirklichkeit zurückfand. Als sie die Kinder zu Bett gebracht hatte und wieder bei ihm eintrat, saß er noch immer am Flügel. Resigniert, hoffnungslos war sein Gesicht. Er spielte, wandte langsam das Haupt und sah sie an, als wollte er fragen: Kennst du das, was ich jetzt spiele?

Sie hörte eine Weile zu; dann wußte sie es.

„Mozarts Requiem.“

Er nickte, und ein stilles, abschließendes Nicken legte sich um seinen Mund.

„Das spielt mir an meinem Sarge...“

In der Winternacht.

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
Weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat;
Erst, wenn im Lenz die Sonne lacht,
Spürst du, was Gutes der Winter tat. —
Und dächst die Welt dich öd und leer,
Und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht:
Es wächst viel Brot in der Winternacht.

F. W. Weber.

Ferdinand Hodler malt das Zifferblatt des Erlenbacher Kirchturms.*)

Der berühmte Berner Maler hat seine Künstlerlaufbahn bekanntlich ganz bescheiden in der Werkstatt eines Glasmalers in Thun, mit Namen Sommer, begonnen. Sommer betrieb nebenbei einen recht schwungvollen Handel mit süßlich gemalten Berg- und Seelandschaften, die er in seinem Atelier selber erstellte nach Art der damaligen Kleinmeister, die die Nachfrage der Fremden nach Reiseandenken zu befriedigen hatten.

„Und dieses war sein Rezept: Getreu kopieren, rasch malen; es genügt, einmal ein hübsches Bildchen mit viel freundlicher Staffage am See zusammenzumalen, dann ist's getan, dann ist man bei ihm angesehener Geselle und kann sich damit begnügen, fortan Kopist seiner ersten und einzigen Bildidee zu sein. Die Käufer wechseln ja von einem Jahr zum andern, nur der Geschmack bleibt unverändert. Sie wollen doch alle nur ihr liebliches Bildchen, ihr Andenken von der Reise haben.“

O, dieser Meister Sommer war ein kluger Kopf, kein Wunder, wenn sein Geschäft blühte; es war doch so profitlich, gleich sechs Helgen miteinander herunterzumalen! An jedem Morgen hieß es einfach: „Da ist die Vorlage, kopiere sechs Bilder davon, nimm den Vinsel, hier ist viel Preußisch-Blau, es reicht für sechs Himmel und sechs Seen.“

Bei solchem Handwerk froh der Künstlertraum des Lehrlings in die Ede, sich zu verstecken. Und dennoch war diese Zeit des ersten Lehrjahrs nicht unnütz gelebt. Ich lernte doch bei Sommer erkennen, wie man es nicht betreiben soll. Was ich hier schuf, war alles Bazarware.

Aber dann kam doch auch der erste Tag, der mich buchstäblich erhöhte, nämlich auf einen Kirchturm stellte und mein tapferes Gefellenstück schaffen ließ. Können hieß in diesem Fall einfach: Mut haben. An dem hat's mir, weiß Gott, zeitlebens nie gefehlt. Jetzt stellte mir ihn mein Lehrmeister unvermutet auf die Probe. Das ging so zu:

Eines Morgens trat er in die Werkstatt der Gesellen und schwenkte heiter einen Amtsbrief wie eine Fahne, dieses großartig verkündend: „Ein neuer Auftrag, hä, vom Kirchengemeinderat zu Erlenbach! Das Zifferblatt am Kirchturm ist neu zu bemalen. Nachher gibst auch noch einen Kalk-anstrich im ganzen Kirchenschiff.“

Aha, dachten wir, da gibst's offenbar einen höchst annehmbaren Auftrag, Erlenbach ist nicht umsonst ein habliches Kirchdorf.

Weniger erfreulich schien dieses kleine, unscheinbare Postskriptum. Sommer las und runzelte die Stirne: „Zu wissen, daß die Malerei am Kirchturm einen schwindelfreien Gesellen dann erfordert. Wir haben einen hohen Kirchturm.“

Das letzte Sätzlein machte mich heimlich lachen. „Wir haben einen hohen Kirchturm“, will heißen: „einen weiten Horizont und helle Köpfe und hochaufliegenden Rauch, der der tausend!“

Indessen hatte Meister Sommer sich von seinem kleinen Schreden schon erholt und frug mit ehrender Gebärde, wer die Arbeit wähle, wo er doch sonst einem jeden der Gesellen den Posten zugewiesen.

Schweigen in der Werkstatt. Auch ich ließ den Meister zappeln, auf daß ich mich an seiner verängstigten Verlegenheit recht lange erlabe.

„Ist keiner denn ein Kerl, hat keiner so viel Mut? Vom Kirchturm kann man jauchzen und hoheln, da bin ich nicht dawider, und sicher ist die Aussicht ins weidengrüne Simmental da oben an der Uhr nicht zu verachten.“

*) Aus „Der Trugprophet“. Eine Ferdinand Hodler-Erzählung von Hermann Aellen. G. Grote Verlag, Berlin. Das Buch hebt in gefühlvoller Darstellung aus des großen Künstlers Leben Einzelmomente heraus, die uns den Menschen Hodler näher bringen. Daß sich Aellens Buch leicht und unterhaltsam liest, mag die Episode beweisen, die wir hier mit Erlaubnis des Verlages abdrucken.

Du schlauer Schwächling, dachte ich. Wart, dich will ich foppen. Und ich meinte scheinheilig: „Was denkt ihr auch, Herr Sommer! Wir möchten euch doch nicht davor sein, von der schönen Aussicht.“

So ein Fressdachs, hat mich sicher schon durchschaut! Das dachte sich der Meister, o, ich sah's ihm an. Fatal, daß ich den letzten teuern Ausweg doch betreten muß. Mit schönen Worten ist diesen Kerlen offenbar nicht beizukommen, aber mit einer andern, silberglänzenden Verlockung. Darum gab er jetzt recht kleinlaut zur bessern Antwort: „Ich bin selbstverständlich bereit, dem Gesellen, der sich auf dem Brett am Kirchturm in den Winden schaukeln läßt, einen Fünf-fränkler Mehrlohn auf den Tag zu geben.“

„Trotz der schönen Aussicht!“ höhnte ich nochmals. „Ei, wahrhaftig, das ist schon ein Opfer.“

Die andern lachten. Auch das neue Angebot schien sie nicht zu locken, denn ihre Pinselführer merkwürdig eifrig über die aufgespannte Leinwand.

Da zögerte der jüngste und ärmste der Gesellen nicht mehr länger, weil er um die Wohltat des Lohnes, der ihn der endlichen Befreiung nähertrug, wußte.

Drum schlug ich jetzt vergnüglich ein: „So denn kein anderer an den hohen Kirchturm will, schaff' ich es schon. Sinegen das Lohnversprechen gebt ihr mir vorher schriftlich.“

„Der Jüngste und so ein loses Maul! S'ist recht so. Der Spott wird dir dann schon vergehen auf dem wackeligen Brett am Kirchturm.“ Verdrossen sprach der Meister. Aber die Sache war beschlossen.

Wenige Tage danach stand ich auf dem Glodenstuhl der Erlenbacher Kirche. Man hatte drei Meter tiefer an der Turmuhr ein Brett an Seilen, wie eine Schaufel, vor das Zifferblatt gestellt. Am besten ist, wenn man sich über die Brüstung schwingt und auf das schwebende Brett springt, denn sonst ist die Gefahr, daß das Holz sich von den Seilen löst, so überlegte ich mir. Da lasse ich mich an den Händen erst hinunter, schwebe sekundenlang an der Mauer, ein mutiger Fall und ich stehe auf dem Brett. Sich an den Seilen hinaufzuwinden ist dann schon leichter.

Da stand ich in der Sonne auf dem lustigen Sitz und pinselte und jauchzte in einem an der Mauer. Unten schauten Kirchenräte und Weiber ängstlich auf die Kühnheit. Fuhr ein Windstoß an den Turm, so schwankte das Brett an den freien Seilen. Ich wußte: Malen zu lernen ist nicht allzu schwer, aber im Leben muß man auch turnen können, vor allem an Türmen, denn die Winde haben hier oben besser Zutritt. Nur lachte auf der ebenen Erde wandeln kann jeder Trottel. Nur wo Gefahr ist, ist auch Höhe und ein stolzes Tun, das jeder großen Tat vorangeht. Zwar war ich Anstreicher nur, es ist vielleicht zum lachen, wär' es nicht auf einem Kirchturm. Darum will ich auch die Erlenbacher um ihres Stolzes auf den hohen Rauch, der damals auch um meine Stirne strich, nicht mehr schelten.“

Mueti, ist es weil . . . ?

(Ein Erlebnis.)

Die Heden sind seither schon zu mancher Weihnacht weiß geworden, eingedeckt vom sanften, reinigenden, alle Unrast lösenden Schnee. Jedes Jahr flodt es durch die blauen Abendstunden nieder, wenn der entlaubte Eichenwald im Dunkeln versinkt und Himmel und Erde sich einen. Immer wieder geschieht es, daß der Nebel, der vom Morgen an dünn und undurchsichtig in der Luft lag, nun in der Dämmerung sich verdichtet und viele Gestalten annimmt. Ich weiß es wohl, daß das jedes Jahr geschieht, aber so ist es doch niemals wieder wie damals, als ich ganz klein war.

Wenn es immer stiller wurde auf den Straßen und die Kinder in roten Halstüchern mit leise klappernden Schultafeln kaum noch sichtbar über die Wege huschten, dann

war es am allerschönsten. Ich trug selber auch ein Halstuch, aber noch keine Schultafel.

Und gerade da einmal faßte die Mutter mich bei der Hand und sagte: „Du darfst mit mir kommen.“ Dann waren wir in Nebel und Schnee. Kein Hund bellte; und weil das ebene Gelände nicht mehr zu sehen war, nur einfach zu fühlen, so wurde es noch viel weißer und ganz und gar unermesslich. Fast konnte man über dieser Stille die mächtige Vorfreude auf den weißen Saal mit den Kerzen und den vielen eisernen Bettchen vergessen, dahin unser Weg doch führte.

Auf einmal erhellte silderndes Licht die verdunkelten Heden. Und bald, in der breiter werdenden Helle, die aus den Fenstern des Hospitals floß, duckten sich die im Busch lagernden Ungefallen, welche meine Phantasie fürchtete. Und da war der Saal ganz nahe mit seinem Zauber, seiner Empfänglichkeit für schüchtern angebotene, heiße Liebesäußerung.

Aber ach, du Ungeduld, im Hause drin mußte man erst noch warten. Schwester Trudel hatte keine Ahnung, daß meine Schmelzbrötchen zu den vielen Kindern wollten, und besonders zu Heini, der mein Freund war, der nie mit uns schlitteln konnte, der beinahe so weiß schien wie Schnee.

Daß ich schließlich hinter den Frauenröddchen doch entwischte und die Schmelzbrötchen schmolzen, das alles ist wohl kaum aufgeschrieben in den dicken Büchern des Spitals. Vielleicht aber steht von dem Baum zu lesen. Wie jedoch der Baum war und wie der Schimmer und Duft und die vielen kleinen und großen Menschen im Saal, das wiederum ist sicherlich nicht gesagt. Da gab es eine himmelhohe Tanne, so hoch wie gewiß in all den Bergen keine einzige Tanne mehr stand. Und die blankroten Äpfel blinkten allenthalben aus dieser grünen Waldnacht hervor. Wenn sie sich langsam drehten, so hüpfte das Kerzenlicht auf ihren Wangen herum. Der weiße Saal war bald ganz durchduftet von Weihnacht, so herrlich, daß ich nur langsam den Atem zog und mich dehnen mußte. Ich bemerkte, wie alle Kinder unter den Baum guckten, nur Heini nicht, dessen Bettlein so weit hinter den andern stand, daß wohl auf all den vorderen Licht schimmerte, nur auf seinem nicht mehr. Unter dem Baum lagen eine Menge Sachen. Ich wollte wissen, was Heini erhielt. Dort eine Schneemütze? Aber das wußte ich doch zu gut, daß nicht „Heini“ darauf stand. Heini konnte nie in den Schnee hinaus. Je länger der Weg durch die Unerforschlichkeit der Bescherung und den gedämpften Jubel der Kinder bis zum Heini hin war, desto größer wurde meine Spannung. Da endlich, ein brauner Bär lag auf Heinis Dede. Mein Freund strich einmal mit der Hand über sein Fell. Dann aber sah er ihn nur noch so an mit seinen merkwürdigen Augen. Ein zweites Mal wollte er nach ihm greifen. Aber die kleine Hand fiel auf die Dede nieder und mochte sich nicht mehr von der Stelle rühren. Da sah ich, daß seine Mutter, die im Dunkeln saß, nach dieser kleinen Hand faßte und daß Tränen in ihren Schöß fielen. „Mueti“, mußte ich fragen, aber vor übergroßer Bekommenheit und Scheu sagte ich es nur in mich hinein, „Mueti, ist es weil . . .?“

Die Kerzen fingen an zu flackern. Ich kam nicht weiter, und es mußten noch etliche Kerzen aufgehen, bis ich die Frage beendete.

G. E.

Sinnspruch.

Den Dornpfad von der Wiege bis zum Grab

Muß jeder gehn, ob mit, ob ohne Stab:

Die einen unterscheiden sich von andern

Nur durch die Art, wie sie durchs Leben wandern.

B o d e n s t e d t.